

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 184.

Mittwoch, 10. August

1927.

(3. Fortsetzung.)

### Ferideh Hanum.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem Konstantinopel von gestern und heute.  
Von Othrid von Hanstein.

Ferideh stand ihm gegenüber. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Sie fühlte, wie Schaban litt und doch wagte sie nicht, sich an ihn zu schmiegen. Trotz alledem war er ihr ein Fremder.

Schaban hatte sich gefaßt und stand auf.  
„Laß uns ruhig miteinander sprechen. Du bist kein törichtes Kind mehr. In wenigen Monaten bist du erwachsen. Ich will versuchen, dir gegenüber meine Vaterpflicht so zu erfüllen, wie es deine Mutter gehofft hat. Ich will sehen, eine gute Frau in das Haus zu nehmen.“

„Bitte nein.“

„Nicht?“

„Nicht Fatimeh Hanum, nicht solch ein unwissendes Weib — verzeih.“

Sie war ersichtlich erschrocken, aber Schaban zürnte ihr nicht.

„Wie ist es sonst möglich?“

„Laß mich dir dienen und deinen Haushalt besorgen, wie es die Mutter getan hat, ich werde es lernen, aber —“

Sie trat zurück.

„Verzeih, tu was du willst.“

„Ich dachte, ich wollte dich noch in die Schule bringen, damit du lernst.“

„Ja.“

„Mein Sohn Nelim hat dich schon angemeldet, er will dich nach dem Mittagsgebet hinführen oder — fürchtest du Nelim?“

Wieder huschte ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht. Sie dachte in diesem Augenblick, daß man einen großen, treuen Hund nicht fürchtet, sondern im Fell zauft.

Ein ganz klein wenig war auch Ferideh schon Weib, und sie fühlte, daß jener gut war und treu.

Schaban stand auf.

„Dies Zimmer ist also das deine. Alles was deine Mutter zurückließ, ist dein.“

Einen Augenblick war in ihren Augen wieder eine Frage, dann trat sie an den Tisch.

„Auch diese Bücher?“

„Kannst du lesen in ihnen?“

„Ein wenig.“

Der Muezzin von der nahen Moschee rief zum Mittagsgebet.

Schaban eilte hinaus in die Kammer, wusch sich, ging dann in das Gewölbe, breitete den Gebetskelim auf den Boden und verrichtete in ernster Andacht das vorgeschriebene Gebet.

Nelim kam und wollte Ferideh abholen. Neben der Tür des Zimmers, das in diesem Hause den Harem vorstellte, war ein Blechkasten, der in zwei Zapfen hing, und sich drehen ließ.

Seit undenklichen Zeiten war dieser Kasten dort, genau so lange, wie die Holzgitter vor den Fenstern. Er diente dazu, daß ein menschlicher Diener den dort wohnenden Frauen, und oft wohnten ja bei den ärmeren Leuten viele in einem Zimmer, in diesem Drehkasten das Essen hineinreichte, ohne gesehen zu werden. Aber

das Blech des Kastens diente auch dazu, daß man darauf schlug, wenn man außen eine Nachricht in den Harem geben, oder wenn man von drinnen eine Nachricht hinausgeben wollte.

Niemals war dieses Zeichen benutzt worden in diesem Hause. Schaban hatte nie mehrere Frauen, hatte nie Diener gehabt und war stets eingetreten, wenn er von seinem Weib etwas wollte. Jetzt wohnte Ferideh allein in dem Zimmer und er klopfte gegen das Blech.  
„Bitte komm, Nelim will dich zur Schule geleiten.“

„Ich komme.“

Die beiden Männer warteten im Gewölbe, da trat Ferideh zu ihnen. Sie sah anders aus. Sie hatte den Schleier ihrer Mutter um den Kopf gelegt und vor ihr Gesicht gezogen. Zum ersten Male in ihrem Leben trug Ferideh den Tschamaf.

„Du hast?“

Sie warf einen schnellen Blick zu Nelim hinüber und senkte den Kopf.

„Ich bin kein Kind mehr und es ist Sitte.“

Nelim zuckte ein wenig zusammen. Es war ihm, als hätte er in diesem Augenblick ein köstlich Geschenk bekommen. Wußte dieses Kind, das doch schon nach orientalischem Brauch heiratsfähig war, von seiner Liebe? Verborg sie deswegen ihr Antlitz, weil sie sich ihm gegenüber nicht mehr als Kind fühlte.

Schaban dachte anders; er blickte sie an: Nur der untere Teil ihres kindlichen Gesichtes war verhüllt, und nur die großen Augen, die weiße Stirn und der obere Teil des Nasenrückens sah heraus, und nun glaubte er vollkommen Endrineh vor sich zu sehen.

„Wie ähnlich siehst du deiner Mutter.“

„Es ist der Schleier, sie hat ihn getragen. Mir ist, als sei das Gewerbe, das ihre Wangen berührte, ihre weiche, lieblosende Hand. Laß mir den Schleier.“

Wieder überkam Schaban die Rührung.

„Könnte ich doch bewirken, daß er dir Glück bringt.“

Schweigend gingen die beiden, Nelim und das Mädchen, nebeneinander hinaus.

Auf dem ganzen Wege sprachen sie kein Wort. Unwillkürlich waren sie besungen.

Schaban war nicht lange allein.

Raum mochten jene beiden die Koranschule erreicht haben, als ein sehr fetter, hochgewachsener Mann mit schwammigem Gesicht und in sehr reicher Kleidung das Gewölbe betrat. Er hatte einen stolzen, hochmütigen Gang und war überall ehrerbietig gegrüßt, wenn auch nicht wenige ihre Verbeugung zu einem verstoßenen, verächtlichen Lächeln benutzten. Auch Schaban neigte sich tief, nötigte den Fremden auf den Ehrenplatz der eigenen Kissen, bereitete eilig Kaffee, brachte die Wasserpfeifen und hockte sich dann schweigend dem Gast gegenüber.

Längere Zeit verging, ohne daß einer sprach. Der Fremde, der in jeder Bewegung den Höherstehenden betonte, paßte gewaltige Wolken aus seiner Pfeife, während Schaban nur ganz leise an der seinen zog und

286  
zweck-  
Bruch-  
en und  
Platze.  
asse 26

seinem Munde ganz zarte Rauchringe entströmten. Nach geraumer Zeit wagte Schaban zu fragen.

„Darf ich dich bitten, erhabener Pascha, mir deine Befehle zu sagen? Darf ich dir von dem besten Rosenöl aus Schiras vorlegen, oder —“

Innerlich war Schaban befangen und äußerst besorgt. Er wußte wohl, daß jener weder ein Pascha war, noch daß er etwas zu kaufen begehrte.

Der andere hob abwehrend die Hand.

„Du kennst mich, Schaban?“

„Ich kenne dich, Mustapha Elin, und erwarte deine Befehle.“

„Du weißt, meiner Schwester Kind war Endrineh, die du zum Weibe genommen, nachdem Thasin Efendi sie aus seinem Harem verstoßen.“

„Ich weiß.“

„Wo ist Ferideh, ihr Kind? Die Mutter ist tot, ich komme, sie zu holen.“

„Ferideh gehört jetzt mir.“

„Weißt du nicht, daß die Kinder nur bis zu ihrem zehnten Jahr der Mutter gehören und dann dem Vater? Zudem, ihre Mutter ist tot.“

„Ferideh war zehn Jahre, als ihre Mutter das Haus des Efendi verließ. Er hat geduldet, daß Ferideh mit der Mutter ging. Er hat sie ihr geschenkt. Endrineh ist tot, ich bin jetzt nach ihrem letzten Willen der Vater Feridehs.“

Der Eunuch machte ein verächtliches Gesicht. „Gut. Du bestehst auf deinem Recht? Es mag sein, daß der Kadi dir zustimmt. Nehmen wir einmal an, sie sei dein: Was also kostet Ferideh?“

„Sie ist mir nicht feil.“

Wieder lachte der Eunuch. „So spricht ein jeder Kaufmann, um seine Ware zu steigern. Nenne den Preis, aber sei nicht zu hoch.“

Schaban stand auf, obgleich er dadurch unhöflich wurde. „Ich habe mein Weib geliebt und habe ihr versprochen, für ihre Tochter zu sorgen. Laß ab von diesem Gespräch, sie ist mir nicht feil.“

Auch der Eunuch war aufgestanden. „Narr, der du bist, daß du meine Güte verkennt. Thasin will nichts von ihr wissen. Er weiß, daß die Mutter das Kind mit ihren neuzeitlichen Ideen bereits vergiftet hatte. Ich bin es, der freiwillig kommt. Weißt du nicht, wer ich bin? Weißt du nicht, daß es mir eine Kleinigkeit ist, den vornehmsten Harem zu öffnen? Vielleicht den des Sultans sogar.“

Auch Schaban war fest geworden: „Eben das wollte Endrineh nicht. Eben in deinen Händen wollte sie ihr Kind nicht wissen. Das war der Grund, warum sie zu mir kam, anstatt zu ihrer Mutter zurückzukehren.“

Das Gesicht des Eunuchen war zornrot. „Du weigerst sie mir?“

„Ich weigere sie dir.“

„Weißt du, was es bedeutet, wenn ich jemandes Feind bin?“

„Ich fürchte niemand, denn ich tue kein Unrecht.“

„Einmal kam ich zu dir, nie wieder. Hüte dich, daß nicht ein Tag kommt, an dem du bereust, meine Herablassung und meinen guten Willen von dir gestoßen zu haben. Salaam!“

Mit raschem Schritt, mit zornrotem Kopf, den er hochmütig erhob, ging der Eunuch davon, während Schaban sich tief verneigte.

Verwundert hatten die anderen Händler aufgesehen. Erschreckt waren die Käufer zur Seite getreten, Schaban aber kehrte befriedigt in sein Gewölbe zurück.

Gut, daß Ferideh nicht da war, und daß auch dies überstanden. „Er wird nicht zum zweiten Male wiederkommen!“

In diesem Augenblick dachte er nicht an die schwere Sorge, die er sich auflud, sondern nur an den Schmerz, den es ihm bereitet haben würde, wenn er das Ebenbild der Toten hätte verketen müssen. Hatte er ein Glück für sie ausgeschlagen? Er wußte es selbst nicht.

Eine enge Gasse führte vom Hof der großen Moschee Sultan Balide in ein Gewirr kleiner Straßen, in denen allerhand Handwerker, zum größten Teil unter freiem

Himmel, ihr Gewerbe ausübten. Dann begannen neben kleinen, halbverfallenen Holzhäusern bereits die großen Gebäude der Hane, die früher Karawanenstationen gewesen waren und in deren hintereinander verschachtelten Höfen, Schuppen und Gewölben in alten Zeiten die Händler, die mit ihren Kamelkarawanen vom fernen Osten, von Damaskus, vom Tigris oder noch weiter herbeizogen, abgestiegen waren und ihre Wagen lagerten.

Auch jetzt, wo Eisenbahn und Dampfschiff die Karawanen verdrängten und nur noch wenige Kamelzüge die Straßen durchziehen, lagen in diesen stillen Hallen oft ungläubliche Schätze herrlichster Perser Teppiche aufgestapelt, wenn auch jetzt diese Warenlager meist im Besitz größerer Handelsgesellschaften sind.

Durch eine großes Haustor gelangte man in einen Hof, der vollständig mit uralten Bäumen bepflanzt war, deren Laub sich zu einem einzigen grünen Dach zusammenwölbten, aus dem, ein Joghü mitten in dem Treiben und Lärmen der Großstadt, unzählige Vögel ihr Gezwitzchen ertönen ließen.

Inmitten dieser Bäume, fast unter ihnen verborgen, stand ein uraltes Haus.

Ein kleines Gebäude aus Holz mit zierlich geschnittenen Erkern, mit kleinen Fenstern, deren runde Scheiben blind waren und fast überwachsen von dem wilden Wein, der um das altersschwarze Holz der Wände einen lebenden, grünen Mantel bildete.

In diesem Häuschen war die Koranschule des Hodscha, und der gleichmäßige, rhythmische, plärende Gesang der Knaben und Mädchen mischte sich mit dem Zwitschern der Vögel in den Zweigen der Bäume.

Viel war es nicht, was Haki, der Hodscha, seinen Kindern beizubringen verstand. Nicht viel mehr als eine sehr schöne Handschrift, auf die der Türke am meisten Wert legt, und die Kunst, den Koran zu lesen. Auch ein Grund, warum die kleinen Türkenkinder mit acht Jahren schon so wissend und altklug in die Welt schauen.

Sünde gegen die Geheke Mohammeds wäre es, etwa aus dem Koran einen Auszug zu wählen, und so werden den Kindern, wie es die Reihenfolge eben bietet, allerhand Sittengeheke und Dinge eingepägt, die der Europäer Kinderohren verbirgt. (Kortlekuna solat.)

## Die Naja.

Skizze von Karl Holm (Trittau).

Es war einige Jahre vor dem Kriege. In Colombo verkehrten die dort ansässigen Angehörigen der verschiedenen Nationen in höflicher Geselligkeit. Am Abend eines heißen Tages saß im offenen Vorbau des prächtigen Bumgalows von Manheer vor Straaten, durch seine Gazevorhänge gegen den Ansturm der Nachtinsekten geschützt, eine kleine Gesellschaft in behaglicher Unterhaltung. Ein großer wohlgepflegter Park umgab das in der Flowerstreet, der Villenstraße von Colombo, gelegene Haus. Man sprach Deutsch mit Rücksicht auf die beiden Gäste des Hausherrn, den auf Urlaubsreise befindlichen Leutnant Sperber und den jungen Orientalisten Doktor Nieberding, der hier auf dem Wege nach Hinterindien Station gemacht hatte. Außer den beiden war ein dritter Gast, ein Engländer namens Stewart, zugegen. Vertreter einer großen Londoner Exportfirma. In ihren Korbseffel zurück gelehnt, lauschte die junge, schöne Hausfrau der angeregten Unterhaltung, ohne sich viel daran zu beteiligen. Zu Ehren seiner beiden fremden Gäste hatte der Hausherr einen Schlangenbeschwörer kommen lassen, der soeben seine Vorstellung beendet und sich mit tiefem Saalam empfohlen hatte.

„Was redete der Mann denn noch von einer Schlange, die ihm fehle?“ fragte Doktor Nieberding, der ein wenig der Eingeborenenprache mächtig war.

Der Hausherr, ein behäbiger Mann nahe den Bierziern, lachte und schnippte die Asche von seiner Zigarre.

„Das ist ein gewöhnlicher Trick dieser Leute, auf den nur diejenigen hereinkommen, die noch ein bißchen grün sind. Man soll sich dadurch bewegen lassen, den Kerl mit der Suche nach der vermißten Schlange zu beauftragen, was natürlich besonderr honoriert werden muß. Er holt dann seinen Korb wieder herbei und beginnt die Dubelei von neuem, und nach eintem Kokospokus wird die Schlange gefunden und eingeheimst.“

„Dann hat er aber doch recht gehabt,“ meinte Pentmont Sperber.

„Anscheinend ja. In Wirklichkeit trägt er das Vieh im Armel, im Gürtel, im Turban, oder sonst in einer Gewandfalte und weiß es nach einiger Zeit taschenspielerisch zum Vorschein zu bringen. Ich wette, der Nal Singh sitzt noch bei den Boys und wartet darauf, wieder gerufen zu werden.“

„Ist es denn wirklich die Raja, die Brillenschlange, die diese Leute zu ihren Experimenten abrichten?“

„Jawohl, meistens diese Sorte, Herr Doktor! Die Gefahr soll die Anziehung der Vorstellung erhöhen.“

„Erfahrunglich!“ sagte Mister Stewart.

„Ach, es ist nicht so schlimm. Vor der Vorstellung reizen sie die Tiere und lassen sie in ein Tuch beißen, um sie zu entgiften.“

„Aber später —“

„Ja — später ist es wieder gefährlich. Die Leute sollen übrigens giftigst sein.“

Die Hausfrau erhob sich und ging durch die offene Tür der Veranda in den anstoßenden Salon. Die Herren sahen, wie sie den Flügel aufklappte und den Klavierboden zurecht schob.

„Waren Sie wieder zum Schießen von — wie heißt es doch? — Ton — Ton —?“

„Ja, Mr. Stewart! Tontauben meinen Sie?“

„Stimmt! Hatten Sie guten Sport?“

„Danke, ja — ich war heute gut aufgelegt.“

„Keinen Fehlschuß?“ — „Zweimal ging's daneben.“

„Alle Achtung!“ sagte Mr. Stewart bewundernd.

Aus dem Salon ertönten leise die Töne des Liszt'schen Spinnerliedes. Die Herren lauschten schweigend. Kurz danach brach die Melodie mit einem Mißton ab.

Stewart, der der Tür am nächsten saß, wandte den Kopf und erschrak. Beschwörend hob er die Hand. Die anderen Herren sprangen auf und schauten durch die Tür.

Da lag auf dem vorderen Rande des Flügels leicht zusammengeringelt eine etwa meterlange Schlange, den Hals mit dem Kopf etwas erhoben. Man sah die gespaltene spitze Zunge spielen — knapp einen halben Meter vor dem Gesicht der jungen Frau.

„Mynheer tot Straaten stieß heifer heraus: „Keine Bewegung — keinen Laut, meine Herren! Antie — um Gotteswillen! — spiele weiter — sie tut dir nichts, solange du spielst!“

Dann huschte er lautlos an die Tür der Veranda und schlug leise in die Hände. Dem sofort aufstehenden Bog klüßerte er zu: „Nal Singh! — Sofort! Die Schlange ist da!“

Wie herbeigezaubert stand der Inder nach wenigen Augenblicken vor ihm.

„Die Schlange —“ — „Ich sagte es dir, Sahib!“

Die Musik hatte wieder eingesetzt. Stodend und zögernd quollen die Töne unter den zitternden Händen.

Spin = ne, spin = ne, spin = ne Mädchen!

Sur = re, sur = re, sur = re Mädchen! — —

Die Schlange hatte den Hals eingezogen. Der häßliche stumpfe Kopf wiegte wie im Takt hin und her.

Nal Singh schlich auf lautlosen Sohlen in den Salon, legte einen kleinen flachen Korb mit geöffnetem Deckel auf die Kante des Flügels und hauchte den Herren zu: „Dou so bad — all of you! Licht aus!“

Die Herren wichen zurück, ohne die Schlange aus den Augen zu verlieren. Der Hausherr drehte das Licht in der Veranda ab. Der Inder setzte sich neben den Flügel auf den Boden, holte aus dem Gürtel eine kleine Flöte und begann zu spielen, immer drei Töne, zwei tiefere, dann einen helleren, immer dieselbe Tonfolge. Die Schlange reckte wieder den Hals und wiegte zügelnd den Kopf.

Im Dunkel der Veranda ging auf den Zehen der Offizier an einen Seitentisch, nahm dort seine vorhin abgelegte Scheibenvistole und tat eine Patrone hinein — die letzte, die er noch in der Tasche hatte. Dann nahm er seinen Platz hinter den übrigen Herren wieder ein.

Die Schlange rührte sich nicht vom Platz. Immer wiegte sie noch auf geradem Halbe den Kopf hin und her. Dem Inder traten kleine Schweißperlen auf die Stirn. Die Töne der Flöte folgten einander rascher, die einschläfernde Melodie nahm einen lebhafteren Charakter an. Höher reckte sich der Hals der Viper, schwohll an zu doppelter Breite, bog sich zurück wie zum Sprung, der Kopf stand starr, leise zitternd — —

Die junge Frau schlug die Hände vors Gesicht.

„Greif zu, Nal Singh!“ riefte der Hausherr, taumelte vorwärts.

Da — ein Bliß, ein Krach wie ein scharfer Peitschenschlag, ein verzitterndes Rauchwölkchen — die Schlange flog, vom Rahschuß in zwei Stücke zerrissen, gegen die Wand.

Der vorstürzende tot Straaten konnte gerade noch seine ohnmächtige Frau auffangen.

## Die Totenmaske.

Von Alfred Behnagen (Leipzig).

„Der bekannte Professor X. Y. ist beauftragt worden, dem Verstorbenen die Totenmaske abzunehmen,“ liest man zuweilen in der Tagespresse, wenn irgend eine berühmte Persönlichkeit verstorben ist. Der Leser geht leicht darüber hinweg, denn er weiß, daß man unter Totenmaske einen Gipsabguss versteht, nach welchem später hundertfältig Gips- oder Marmorbüsten angefertigt werden können. Aber welche heikle Kunstfertigkeit dazu gehört, eine solche Totenmaske „abzunehmen“, das wissen eigentlich verhältnismäßig wenige.

Auch wer selbst noch der Nachwelt seine Büste verehren will und wer sich darüber noch bei Lebzeiten freuen möchte, läßt sich von einem Bildhauer modellieren und dann ausbauen — in Stein, meine ich natürlich. Bringt er den nötigen Mut auf und legt er auf Naturtreue besonderen Wert, dann kann er schon bei Lebzeiten seine Maske abnehmen lassen.

Das Abbild vom Antlitz eines Toten nennt man Maske, den Vorgang, das Abbild anzufertigen: die Maske abnehmen. Wie schon sonst üblich, ist der Tote zunächst rasiert worden. Alle behaarten Teile, also Kopfhaut, Schläfen, Augenbrauen und Schnurrbart, werden mit Wässhaken von guter Butter beudet. Bartspitzen, Haarlocken und ähnlich hervorspringende Teile werden mit Butter feilig unterlegt, denn sonst kann man die Maske nicht lösen. Wellige Formen des Haares werden in die Butterwässhaken hineinmodelliert, Nasenlöcher und die Gehörgänge der Ohren mit Wattenfröpfchen verstopft und mit Butter zugestrichen, die Ohrmuscheln nach der hinteren Kopfseite zu mit Butter schräg unterlegt. Ist hiernach das Antlitz in seinen Teilen auch noch mit angewärmter Butter hauchdünn eingestrichen, so kann das Formen beginnen.

Zu diesem Zwecke legt man um den Kopf des Toten herum strangförmig gedrosselt ein Handtuch, das den Hintergrund bilden soll. Alsdann zieht man vom Scheitel her über die Stirn zwischen den Augen hindurch über Nasenrücken, Mund und Kinn hinweg einen eingefetteten dünnen Bindfaden, dessen Enden oben und unten über den Bausch des Handtuches hinweggehen. Damit der Bindfaden seine Lage nicht verändert, wird er an einzelnen Punkten mit kleinen Knötchen harter Butter befestigt. Nun ist die Form fertig.

Mittels eines langen Haarpinsels wird das eingeförmte Gesicht zuerst mit reinem Modellergips ganz vorsichtig angestrichen und dann ebenfalls vorsichtig mit flüssigem Gipsbrei in einer nur einige Millimeter dicken Schicht übergoßen. Seitwärts von dem Bindfaden legt man Musselinstreifen auf den weichen Gips, jede Gesichtshälfte damit bedeckend, um dadurch eine faserige Verbindung der zerbrechlichen dünnen Gipsmaske herzustellen. Dann gießt man wieder Gips dünn darüber, so daß die ganze Dike einer solchen Gipsmaske noch kein Zentimeter beträgt.

In dem Augenblicke, da der Gips zu erstarren beginnt, schneidet man die Maske auf, indem man die beiden übertragenden Enden des Bindfadens mit beiden Händen faßt und nach oben zieht, so daß die Gipschale dadurch in der Mitte getrennt wird. Unmittelbar danach wird durch vorsichtiges Heben des Handtuches die Maske vom Gesicht des Toten gelöst, das Gesicht alsdann wieder gewaschen.

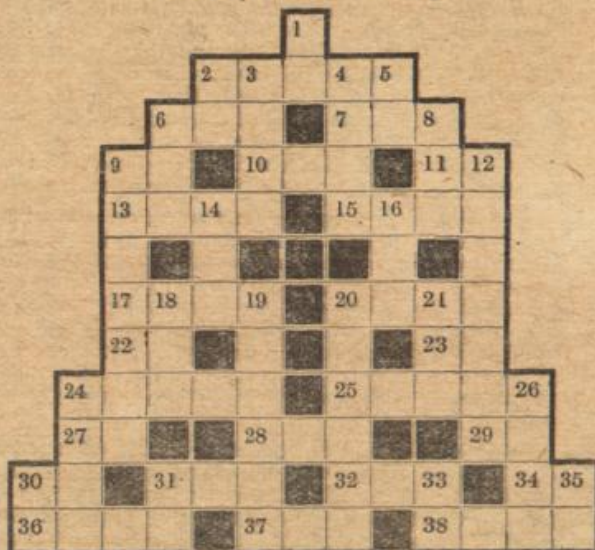
Die weitere handwerkliche Bearbeitung der Gipschale interessiert hier nicht. Ist sie in geeigneter Weise zusammengesetzt, so wird sie vom Künstler korrigiert, indem er sie auf Staffeln oder Reihbrett nimmt und nach dem Antlitz des Toten charakteristische Merkmale nachschneidet, die Ohrmuschel nachsticht, Bart und Haar strichelt und die Nasenlöcher ausbohrt. Von dieser Gipsform wird der Originalguss, die eigentliche Gesichtsmaske, wie sie dem Leser bekannt ist, hergestellt, und ebenso kann man nach ihr eine neue Form anfertigen, von der sich beliebig viele Gipsabgüsse machen lassen. Wenn Schüler in der Anfertigung einer solchen Maske unterrichtet werden sollen, muß sich zuweilen ein Lebender als Modell hergeben. Das ist für den, der sich dazu gebrauchen läßt, kein angenehmes Gefühl; denn der sich erwärmende und über der Haut erstarrende Gips verursacht dem lebenden Modell das Gefühl, lebendig begraben zu werden. Bei jedem Atemzuge, den die lebende Kreatur macht, bewegt sich nicht nur die atmende Brust, sondern anatomisch die ganze Muskulatur des lebenden Körpers. Das lebende Modell, dem die Gesichtsläche eingeförmt wird, fühlt mit großer Beängstigung sich eingesperrt und hat das Bestreben, die gewiß nur dünne Schicht Gips von seinem Gesicht mit der Hand zu entfernen, weil es sie wie Zentnerlast empfindet. Von lebenden Modellen Masken abzunehmen, ist daher keine Spielerei, sondern ein Experiment wie auf Leben und Tod, und bedarf der Überwachung durch sachkundige und geübte Künstler.

Auch bei lebenden Modellen müssen alle behaarten Teile mit fettigen Wachsen eingeschmiert, Bartspitzen und Haarwellen unterlegt werden. Da das Gesicht lebender Menschen, besonders wenn es schweißdicht eingehüllt ist, große Wärme entwickelt, so wird an Stelle von Butter Bienenwachs oder Stearin verwendet. Damit das lebende Modell atmen kann, werden ihm Spulen in die Nasenlöcher gesteckt und mit Watte und fettigen Massen verklebt. Die Lippen werden eingefettet; die Augen, welche natürlich geschlossen sind, werden durch eine Gummihaut gegen das Eindringen der gefährlichen Gipsfeuchtigkeit geschützt. Weil aber die Loslösung einer Maske, wenn sie an irgend ein paar Härchen dennoch haften würde, schmerzhaft sein könnte, so wird über den längs laufenden Bindfaden noch ein quer liegender Bindfaden eingebettet, damit die Maske vom lebenden Modell kreuz und quer aufgeschnitten und dann um so leichter abgelöst werden kann.

Von Lebenden stellt man allerdings keine Totenmaske her, die Augen des Bildes müssen also geöffnet sein. Dies bewirkt der Künstler mit dem Perleisen, indem er in die Augen der Maske eine Vertiefung hinein bohrt, die dann wie die Pupille des lebenden Auges aussieht. Natürlich muß die Bohrung in der Augennase liegen, sonst würde die Gesichtsbildung den Ausdruck des Schielens erhalten.

Der Leser mag daraus schließen, daß vielerlei Kunststoffe zusammenwirken müssen, wenn eine Maske gelingen soll. Er weiß nun auch, was von ihm verlangt wird, wenn er sie noch bei Lebzeiten „abnehmen“ lassen will.

### Kreuzwort-Rätsel



Wagerecht: 2. Fischeier. 6. Raubvogel. 7. Sohn Jakobs. 9. Chemisches Zeichen für Barium. 10. Griechische Gottheit. 11. Rätselhafte Naturkraft. 13. Reiterfeldat. 15. Mustzeichen. 17. Säugetier. 20. Viehfutter. 21. Spielkarte. 22. Chemisches Zeichen für Zinn. 23. Abael, altes Testament. 24. Teil des Baumes. 25. Metall. 27. Chemisches Zeichen für Tellur. 28. Akademischer Titel. 29. Italienische Note. 30. Gesangston. 31. Englische Insel. 32. Epos. 34. Sonnengott. 36. Mädchenname. 37. Nordische Münze. 38. Liebesgott. — Senkrecht: 1. Chemisches Zeichen für Silber. 2. Sonnengott. 3. Stadt in Algerien. 4. Paradies. 5. Ausruf. 6. Fisch. 8. Glend. 9. Reinigungsgerät. 12. Deutsches Gebirge. 14. Vorfahren. 16. Kopfteil. 18. Mädchenname. 19. Spiel. 20. Papstname. 21. Tierleiche. 24. Vogel. 26. Römischer Kaiser. 30. Französischer Artikel. 31. Abgefärbt Nama. 33. Orientalische Gottheit. 35. Flächenmaß.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 179:  
Wagerecht: 1. Marokko. 3. Regen. 4. Jean. 7. Deklination. 9. Bineal. 11. Gebet. 12. Tuba. 13. Gera. 15. Wade. 17. Nonne. 18. Denar. 20. Stille. 22. Entel. 28. Real. 29. Legende. — Senkrecht: 1. Magen. 2. Kote. 3. Regina. 5. Antikhanon. 6. Spion. 7. Debet. 8. Tiger. 10. Alge. 16. Destillation. 19. Karraf. 21. Lotto. 22. Ente. 24. Angel. 25. Ideal. 27. Kelle. 28. Rede.

Verantwortlich für die Schriftleitung: G. Gantner in Wiesbaden. — Druck und Verlag der J. Schellberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.

## Welt u. Wissen

**Unsterbliche Gesichtslügen.** Wenn man auch der kurze Beine nachsagt, so läuft sie doch nicht selten schneller als die Wahrheit, und besonders in der Geschichte haben so manche Entstellungen eingekippt, die durch den Wert ihrer Unwahrheit doch nicht ausgetrotzt werden können. Einige solcher „unsterblichen Gesichtsentstellungen“ hat Dr. Kurt Pieper in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ auf. So ist zum Beispiel die Geschichte vom Mäuseturm Bingen eine typische Gesichtsumformung. Der Turm hieß „Maus“-Turm und diente zum Erheben der Zölle. Der Wolf machte „Mäuseturm“ daraus und erfand die Sage, dem geizigen Bischof. Man ist in der Ausdeutung der an vielen Orten vorkommenden Wandergeschichte so weit gegangen, daß man annahm, der Bischof habe Trinkerwahnsinn gelitten und deshalb überall Mäuse gesehen! Die rührenden Briefe, die die Geschichte eines berühmtesten Liebespaars der Welt, Abälard und Heloise, erzählen, sind untergeschoben, denn ihre authentische Fassung ist hundert Jahre nach Heloises Tod entstanden. Tell und Winkelried sind ebenso Sagenhelden wie Siegfried. Die „weiße Frau“, das Familiengedicht der Hohenzollern, verdankt ihr Dasein einem Mißverständnis. Auf dem Gestein der Äbtissin Ottilie Schenk von Siman im Kloster Simmelsron halten zwei Puten das Wappen; aus ihnen hat man zwei ermordete Kinder gemacht und die Äbtissin der Gräfin von Orlamünde, der Äbtissin im Kloster Simmelsron bei Nürnberg verwechselt. Man erfand dann bald, daß die Gräfin, um den Burggrafen Albrecht den Schöne von Nürnberg heiraten zu können, ihre Kinder umgebracht habe und dann von dem Grafen hingerichtet worden sei. Daß die Hussiten 1432 vor Raumburg zogen, erzählt nicht nur das bekannte Lied, sondern vielfach glaubt man auch die geschichtliche Wahrheit dieses rührenden Ereignisses, dem die Kinder die Stadt retteten und zu dessen Andenken das „Kirchenfest“ am 28. Juli gefeiert wird. Die Hussiten sind aber niemals nach Raumburg gekommen, und die Geschichte ist wahrscheinlich durch die Friedensfeier am Ende des 30jährigen Krieges entstanden, währenddessen Raumburg sehr viel gelitten hat.

## Reise u. Verkehr

### Reiseführer.

„Der Mittelrhein“ nennt sich ein schmuckvolles, stattliches Bändchen, das heuer auf dem Büchermarkt erschienen ist. Eine kräftige Umschlagzeichnung, ein Geleit aus der Feder des Herrn Geheimrat Dr. Paul Glend, darauf ein mit Nebenächlichkeiten nicht belasteter Blick durch das Gebiet, Gegenwart und Vergangenheit verstreut, reicher Bilderreichtum geben dem 112 Seiten starken Buchlichen Werkchen etwas Gefälliges. Als Herausgeber und Verleger zeichnet — die Reichsbahndirektion Mainz — Wilhelm Stollfuß in Bonn. In geschmackvollem Umfange enthält dieses Buch u. a. die Beschreibung von über 200 schönsten Eifel-Wanderungen, darunter die wichtigsten Wanderlinien (Köln-Trier, Aachen-Sinzig, Vulkanweg). Das Büchlein enthält alles das von den aufmerksamen Kläben und Sommerfrischen, was dem Wanderer und Freunde Interesse bietet. Auch gediegene Aufsätze über Grenzen, Berge, Täler, Gewässer, Bodenschätze, Geologie usw. sind aufgenommen und viele prächtige Landschaftsaufnahmen zeigen die Schönheit und Eigenart der Eifel. Die großen Eifelkarten werden, in Umschlag gehftet, auch ohne Führer ausgegeben. — Heidelberg (Stätten der Kultur, Band 36.) Von Rudolf Sillk, Karl Lohmeyer. (Verlag Julius Klinckschardt, Leipzig.) Ausstattung von Professor Emil Preetorius. Zwei besten Kenner der Geschichte und Kunst jener von Dingen hundertfältig besungenen „Perle am Neckar“ sich in gemeinsamer Arbeit zusammengefunden, um die Kulturgeschichte dieser Stadt zu schreiben; Rudolf Sillk, der bekannte Universitätsprofessor und Direktor der Heidelberger „Palatina“, und Karl Lohmeyer, der Schöpfungskursfalschen Museums. Heidelberg, strahlend und seinem Werden, oft vom Schicksal läch getroffen, ein Symbol deutscher Geschichte. Auch den nicht durch Erlebnis mit der Neckarstadt Verbundenen muß die dies Bandes innerlich bereichern. Denn die Städte wie Individuen und Heidelberg im besonderen offer künstlerisch und historisch ein Kaleidoskop von großer Buntheit.